
Märkte als historisch entstandene Regulierungsformen

Rezension von: Reinhard Pirker, *Märkte als Regulierungsformen sozialen Lebens*, Metropolis, Marburg 2004, 168 Seiten, € 24,80.

Die wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung der liberalen Marktwirtschaftslehre wurde wesentlich von zwei parallel verlaufenden Diskurssträngen beherrscht: Vom utilitaristischen Equilibriismus, der aus einer Synthese von Jevons' subjektiver Werttheorie und Walras' statischer Gleichgewichtsmechanik hervorging. Und von der Österreichischen Schule der Nationalökonomie, die auf der Grundlage von Mengers nutzentheoretischem Marginalismus die prozessanalytische Beschreibung der Marktwirtschaft vorantrieb.

Während beide Forschungsrichtungen in nahezu identer Weise dem subjektiven Nutzenkalkül als *Movens* der Wertbestimmung verpflichtet sind, beschreiten sie in der Modellierung der Preisbildung als dem marktförmigen Agens der subjektiven Nutzwerte entgegengesetzte Wege. Die rein explikative Welt des Jevons-Walras'schen *homo oeconomicus* existiert ausschließlich in der gedanklichen Konstruktion eines logischen Raumes, der durch unzweifelhafte Erkenntnis des individuellen Nutzens, vorteilsgeleitetes Rationalverhalten der einzelnen Marktteilnehmer, vollständiges Wissen über entscheidungsrelevante Marktdaten und zeitlose Simultanität der Marktbeziehungen eingegrenzt ist; nur unter diesem Prätext wird der paretooptimale Zustand des markträumenden allgemeinen Preisgleichgewichts denkmög-

lich. Dagegen ist die evolutionäre Welt der „österreichischen“ Markttheorie in einen historischen Raum gestellt, der durch die transitorische Zeit und somit durch Erwartung, Unsicherheit und Risiko geweitet ist und in dem Informationsmangel, Zufall, Irrtum, Instinkt, Intuition, Invention und Innovation eine dynamische Kaskade von vernetzten Marktungleichgewichten aufbauen, die durch die „spontane Ordnung“ (Hayek) der individuellen Marktbeziehungen zu einer marktwirtschaftlichen Ganzheit integriert werden.

Dass sich aus den realitätsnäheren Ansätzen der Österreichischen Schule keine die equilibristische Harmonielehre verdrängende kritische Theorie der Marktwirtschaft entwickeln konnte, ist maßgeblich auf die ideologische Präformation der beide Richtungen einigenden subjektiven Wertlehre zurückzuführen. Sie war als willkommene Antithese zur von Marx vollendeten Arbeitswertlehre der klassischen Ökonomie (die auch Adam Smith als geistiger „Nährvater“ des ökonomischen Liberalismus vorbehaltlos vertrat) entstanden und hat einen angreifbaren Widerspruch im wissenschaftlichen Weltbild des Kapitalismus beseitigt: Die unmittelbare Einsicht in die tätige Arbeitskraft als Wertschöpfungsquelle in Verbindung mit dem Geld(lohn) als Wertschöpfungsstandard beinhaltet ein kritisches Momentum gegen die eigentumsindividualistische und somit aneignungsberechtigte Grundordnung kapitalistischer Marktwirtschaften, das durch die Verlagerung des Wertbestimmungskalküls aus der objektiven Sphäre der produktiven Wertentstehung in die subjektive Sphäre des individuellen Güternutzens entschärft werden konnte. Der innovative Impetus der „Österreicher“ steht daher noch mehr als die gleichgewichtstheo-

retische „Parallelveranstaltung“ im Bann des antietatistischen (und antisozialistischen) Begründungszwanges, der sich in der neoliberalen Verflachung späterer Generationen zum rechtfertigungs-ideologischen Ressentiment verfestigt hat.

Kritische, auf empirische Relevanz bedachte Strömungen der Marktwirtschaftstheorie haben daher ihren Ursprung vorwiegend im heterodoxen Diskurs der Ökonomie, wobei historisch-empirische, postkeynesianische und institutionalistische Ansätze dominieren. Gleichwohl nehmen viele Autoren Bezug auf den markttheoretischen Ideenreichtum der Österreichischen Schule und nicht wenige der bahnbrechenden Beiträge zur kritischen Theorie der Marktwirtschaft entstammen der Feder österreichischer Ökonomen, allen voran Karl Polanyi („The Great Transformation“), der eine historisch-empirische Position einnimmt, und Kurt W. Rothschild („Einführung in die Ungleichgewichtstheorie“), der einen eher postkeynesianischen Standpunkt vertritt. In diese fruchtbare Tradition der erkenntnisfortschrittlichen Auseinandersetzung um eine relevante Theorie der Marktwirtschaft reiht sich auch die Habilitationsschrift Reinhard Pirkers nahtlos ein, der mit seinem institutionalistischen Themenzugang eine Lücke im Mosaik des österreichischen Raisonements über das Wesen der Marktwirtschaft schließt.

In der öffentlichen Wirtschaftsdebatte wird kaum ein Wort so inflationär gebraucht wie der Begriff des Marktes. Er fungiert als Synonym für Privatisierung, Liberalisierung und Deregulierung und wird mit allumfassender Lösungskompetenz für jegliche Art wirtschaftlicher Probleme konnotiert. Hinter der euphorischen Marktrhetorik herrscht jedoch die gähnende Leere der Bedeu-

tungsinhalte, die sich auf die ideologisch motivierte Überlegenheitsbehauptung einer interventionsfreien Privatwirtschaft beschränkt und rein gar nichts auszusagen vermag über die reale Beschaffenheit von Märkten und ihre systemische Verknüpfung zur Marktwirtschaft.

In den Wirtschaftswissenschaften wiederum gibt es kaum ein Phänomen, das mit vergleichbarer Intensität analysiert worden wäre wie die Distributions- und Allokationsfunktion der Märkte, zumal die vorherrschende neoklassische Version der Ökonomie seit jeher den Markt ins Zentrum ihrer preistheoretischen Forschung gestellt hat. Das enttäuschende Ergebnis dieser konzentrierten Forschungsanstrengung ist eine an ideologische Intransigenz grenzende Sophistik der liberalen Marktwirtschaftstheorie, die mit abnehmendem Erkenntnisgewinn die formale Immunisierung des equilibristischen Theoriekomforts gegen die inkompatiblen Anfechtungen durch die Marktwirklichkeit betreibt. Diese phänomenalen Wahrnehmungsdefizite, welche die rasante Wiederkehr des Marktes in Theorie und Praxis von Wirtschaft und Wirtschaftspolitik während der letzten drei Jahrzehnte begleiten, wählt Reinhard Pirker zum Ausgangspunkt seiner weiterführenden Erörterung der „Märkte als Regulierungsformen sozialen Lebens“.

Das „Revival des Marktes“ (so die Titelüberschrift des Eröffnungskapitels) hat eine Vielzahl koinzidenter Ursachen, die sich um den wirtschaftspolitischen Paradigmenwechsel im Gefolge des Zusammenbruchs des Bretton-Woods-Systems gruppieren und die finanzmarktgetriebene Beschleunigung der Globalisierung, den Systemwechsel in Osteuropa, das Versagen überkommener keynesianischer Konzepte

und die politische Schwächung sozialer Proponenten von Alternativstrategien miteinschließen. Die Brandung dieser historischen Veränderungswellen hat das fordistische Regulierungsfundament des prosperierenden Nachkriegskapitalismus bedrohlich unterspült und Raum geschaffen für die substitutive Dominanz der globalen Finanzindustrie, die von der Zurückdrängung staatlicher Regulierungsansprüche und der Ausbreitung marktideologischer Präferenzen unterstützt wird.

Anders ist das „Vordringen der rhetorischen Figur des Marktes“ (S. 36ff) kaum erklärbar, denn – wie Reinhard Pirker in einem gesonderten Kapitel über gängige Marktdefinitionen und -typologien überzeugend ausführt (S. 39ff) – die liberale Ökonomie hat den solipsistischen Kokon ihrer theoretischen Bequemlichkeit keinesfalls verlassen, sondern sich weiter eingesponnen in einen erklärungschwachen und mitunter abstrusen Modellplatonismus. Wirklichkeitsnähere Ausbruchversuche wie im Fall der Transaktionskostenökonomie sind an ihrer preistheoretischen Selbstfesselung gescheitert. Und so ist der Markt als heilbringende Beschwörungsformel zu einem öffentlichen Grundgeräusch geworden, ohne dass die medialen Gebetsmühlen auch nur annähernd kundtun, was der Markt denn eigentlich sei, worin seine vorteilhafte Funktion bestünde und wo er allenfalls an kritische Leistungsgrenzen stößt.

Im redlichen Bemühen um fundierte Antworten auf diese essenziellen Fragen einer plausiblen Marktwirtschaftstheorie wendet sich Reinhard Pirker von den retardierenden Gewissheiten der neoklassischen Ökonomie entschieden ab und den institutionalistischen Erklärungsansätzen zu. Die Brücke zu dieser Grenzüberschreitung

weg von den sterilen, preismechanistisch fokussierten Definitionstypen des Marktes hin zu einer institutionellen Strukturanalyse der Marktprozesse bildet unter anderem die Arbeit Rosenbaums,¹ der durch seine Analyse der konkreten Charakteristika des marktnahen Gütertausches wesentlich zu einem sozialen Normverständnis der Tauschprozesse beiträgt, wobei durch die Episteme „freiwilliger und spezifizierter Tausch“ sowie „Typifizierung“ und „Regularität“ der Tauschvorgänge das Forschungsfeld auch methodisch sinnvoll aufbereitet wird (S. 61ff). Klar wird jedenfalls, dass marktförmige Preisbildungsprozesse ohne Einbettung der zugeordneten Tauschhandlungen in ein habituelles Normengefüge, das aus der Wechselwirkung von Stilen, Usancen, Regularitäten und Routinen hervorgeht, gar nicht möglich sind.

Damit ist aber das Tor aufgestoßen zu einem institutionalistischen Marktverständnis, das die Frage nach der Entstehung und damit nach der Historizität der Marktwirtschaft und ihrer Institutionen releviert. Die Lösung dieses Problems gelingt dem Autor mit Hilfe der Denkfigur der „historischen Besonderheit“ (S. 82ff), die er gegen den nomothetischen Universalismus, einer der ideologischen Bastionen der liberalen Marktwirtschaftslehre, ins Treffen führt. Die Märkte als „a fortiori superiore Koordinationsmechanismen“ (S. 14) sind ja nur begründbar, wenn die den marktähnlichen Interaktionsmustern entsprechenden Verhaltensweisen als naturgegeben gedacht werden. Der Bentham'sche Rationalismus, der von einer nutzegeleiteten Vorteilsorientierung menschlicher Wahlhandlungen ausgeht und dem Modell der vollkommenen Konkurrenz als utilitaristische Verhaltensgrundlage dient, müsste als

Entdeckung eines „Naturgesetzes“ (analog dem Gravitationsgesetz) anerkannt werden. Die geradezu schöpfungsgeschichtliche Überhöhung der Märkte durch Williamson („In the beginning there were markets“) erhält überhaupt nur einen Sinn, wenn man Märkte als „state of nature“ (S. 55) begreift.

Im marktfundamentalistischen Extremismus der Neoliberalen werden diese aprioristischen Verhaltensannahmen zu Ende gedacht, indem ihre Erklärungsanwendung auf außerwirtschaftliche Lebensbereiche übertragen wird, denn der „alte (utilitaristische) Adam“ ist immer und überall. Der Zweck der Übung hat eine eindeutige ideologische Richtung: Marktwirtschaft ist die beste aller denkmöglichen Wirtschaftswelten und Konkurrenz der Champion der sozialen Evolution. Die sozialdarwinistischen Anklänge des marktradikalen Neoliberalismus, das gefeierte Wohl des Tüchtigen, der im unvermeidlichen Wettbewerb obsiegt („the survival of the fittest“), der auftrumpfende Elitismus, der die Herrschaft der Starken und Überlegenen adoriert, all diese abwegigen Ideologien haben ihren entfernten Ursprung im Universalitätsanspruch des wettbewerbsgetriebenen Marktverhaltens, das zu jeder Zeit und an jedem Ort seine Gültigkeit haben soll.

Wenn man dieses Paradigma (das jedenfalls beweist, dass der ökonomische Liberalismus seine entstehungsgeschichtlich erklärbaren naturwissenschaftlichen Analogismen nicht zu überwinden verstand) akzeptiert, dann verfügt man auch über eine hinlängliche Rechtfertigung für die nachteiligen und bisweilen skandalösen „Nebenerscheinungen“ unregulierter Marktwirtschaften, die von unproduktiver (Finanz-) Vermögenskonzentration über

ausufernde (und Nachfrage hemmende) Einkommensungleichheit bis zur bedrohlichen Krisenanfälligkeit („Marktversagen“) reichen, aber als unvermeidlich im evolutionären Prozess der wirtschaftlichen Zivilisation betrachtet werden müssen. Regulatorische Gegenmaßnahmen einer konstruktiven Wirtschaftspolitik verstoßen dann gegen das „Gesetz des Marktes“, das allein der Natur des wirtschaftenden Menschen zum Durchbruch verhilft.

Ein unvoreingenommener Blick in die Geschichte marktwirtschaftlicher Entstehungsbedingungen indessen verdeutlicht, dass die Märkte nicht „state of nature“, sondern „state of the art“ sind. Archaische Wirtschaftsformen kennen marktnahe Koordinationsmechanismen ebenso wenig, wie die moderne Firma und ihre supranationalen Verzweigungen die konzerninterne Ressourcenallokation über hierarchische und explizit nichtmarktliche Lenkungsverfahren steuert. Es bedarf also historisch besonderer Bedingungen, um marktnahe Distributions- und Allokationsprozesse zu initiieren. Und es ist nahe liegend, dass die geschichtlichen Übergänge von den sippchaftsgebundenen Hauswirtschaften der Antike („oikos“) und des Mittelalters („Feudalismus“) zu ersten Formen des Warenhandels und der gewerblichen Arbeitsteilung genau jene „historischen Besonderheiten“ hervorbrachten, die Märkte als institutionellen Ort interaktiver Tauschbeziehungen zu entwickeln halfen. Nicht die natürliche „Tauschneigung“ des nutzenmaximierenden Individuums, sondern der distributive „Tauschzwang“ der individualisierenden Arbeitsteilung fungiert als historischer Geburtshelfer der Marktwirtschaft. Reinhard Pirker hat in einer umfassenden Darstellung dem in der Marktwirtschaftsdiskussion besonders fatal wir-

kenden Widerspruch zwischen idio-graphischer und nomothetischer Ausrichtung der ökonomischen Wissenschaften den gebührenden Raum gegeben (S. 75ff), zumal die Leugnung der ontologischen Dimension wirtschaftlicher Phänomene (S. 77) an den erklärungsrelevanten „historischen Besonderheiten“ vorbeiführt hin zu einer „allgemeinen Theorie“, die sich in universalistischen Behauptungsformen (S. 91ff) erschöpft. Was freilich nicht bedeutet, dass eine „historisch sensitive Ökonomie“ (S. 96) den Anspruch auf theoretische Allgemeingültigkeit vernachlässigt, diesen vielmehr mit einem höheren Grad an empirischer Plausibilität neu begründet.

In einer geschichtlich gedachten Welt, die vom menschlichen Erfindungsgeist mehr bewegt wird als von genetischen Verhaltenskonstanten (deren elementare Bedeutung allerdings auch nicht geleugnet werden muss), wird das ökonomische Subjekt als „tool making animal“ begriffen, dessen konstruktive Bestrebungen auf Daseinserleichterung („das gute Leben“) gerichtet sind. Der distributive „Tauschzwang“, dessen marktwirtschaftliche Ausformung der spezialisierten Arbeitsteilung erst zu ihrem daseinserleichternden Zweck (der bedarfsgerechten Güterverteilung) verhilft, erfordert die Umsetzung und Institutionalisierung der Tauschbeziehungen in genormte Handlungsabläufe, um den Gütertausch zu seinem verlässlichen Ende (dem äquivalenten Verbrauch) zu bringen.

Mit den habituellen Gewohnheiten und sozialen Routinen, die dem wirtschaftlichen Verhalten eine den historischen Besonderheiten entsprechende Richtung weisen, befasst sich die institutionelle Ökonomie. Reinhard Pirker nimmt folgerichtig bei den Institu-

tionisten Anleihe, um die historische Entstehung und soziale Entwicklung von Märkten aus der institutionellen Struktur der distributionsnotwendigen Tauschprozesse zu erklären. Aus dieser Analyse wird deutlich, dass die konstitutiven Merkmale von Märkten historisch gewachsene und konstruktiv gesetzte Regulierungsformen sind, die den Marktprozessen (einschließlich der Preisbildung) Sicherheit und Stabilität verleihen. Ohne diese regulatorischen Normen, die entweder aus zweckmäßigen Praktiken, bewährten Gewohnheiten („habits“) und verbindlichen Routinen entstehen oder durch soziale Übereinkunft von ermächtigten (staatlichen oder verbandlichen) Regulierungsinstanzen verfügt werden, um das Marktverhalten an erwünschten Handlungsmustern zu orientieren, ist ein über den endgültigen Transaktionspreis fixierter äquivalenter Gütertausch realiter nicht durchführbar. Die viel beschworene „Freiheit der Märkte“ (nicht als kapitalistisches Freibeutertum, sondern als dezentrale Entscheidungsstrukturen gedacht) gründet daher nicht auf irgendeiner anonymen „unsichtbaren Hand“ oder „spontanen Ordnung“, sondern auf funktioneller Sicherheit und transaktoraler Stabilität, die fest in regulatorischen Rahmenbedingungen verankert sind. Marktwirtschaft ist daher eine dynamische Regulierungsaufgabe von grundlegender Bedeutung, um den arbeitsteiligen Distributionsanforderungen ihre historisch angemessene, mit dezentraler Entscheidungsfreiheit kompatible Form zu geben. In den Worten des Autors sind Märkte eben „Regulierungsformen sozialen Lebens“.

Die analytische Apotheose von Pirkers Habilitationsschrift manifestiert sich im ausführlichen Nachweis dieser Erkenntnis am Beispiel der sozialen

Routinisierung der „linearen Zeit“ (S. 107ff). Das sakrale Zeitverständnis des Mittelalters beruht auf der Allgegenwart Gottes. Zeit ist daher ein göttliches Gut, „ein Augenblick der Ewigkeit“ (Le Goff) außerhalb der freien Verfügung durch den Menschen, der die Zeit bloß durchlebt. „Zeit nehmen“, sie messen, sequenzieren oder parametrisieren, verstößt gegen das sakrale Gebot der Ewigkeit, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als untrennbare Einheit begreift. Dieses Zeitverständnis ist kompatibel mit den sozialen Routinen der mittelalterlichen Wirtschaftsform des „ganzen Hauses“, die als nicht arbeitsteilige, autarke Naturalwirtschaft der jahreszeitlich wiederkehrenden („ewigen“) Zyklichkeit von Aussaat und Ernte unterliegt, sodass „weder eine exakte Chronologie noch Chronometrie“ (S. 112) vonnöten sind.

Erst durch das Aufkommen von Arbeitsteilung und Handel (dieses von der mittelalterlichen Theologie in der Gestalt des Kaufmannes und Geldhändlers manichäisch geächteten Wirtschaftszweiges) wird die Zeit aus ihrer göttlichen Ewigkeitsbindung befreit und als irdischer Prozess historisiert. Zeit wird zur „eigenständigen Größe“, die zur Verarbeitung von höheren Komplexitäten (Arbeitsteilung, Industrie, Handel) beiträgt, weil „soziales Handeln mittels Synchronisation und Sequenzialisierung geordnet werden (kann)“ (S. 116). Die Zeit wird transitorisch entlang einer linearen, metrisch gegliederten Achse als unumkehrbarer Ablauf erfasst, woraus die „kognitive Trennschärfe von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (S. 116) resultiert. Das zyklische Zeitverständnis des Mittelalters, in dem das göttlich Gefügte und „ewig“ Wiederkehrende vorherrscht, wird durch das transitorische Zeitverständnis der Moderne, die Zeit für wirt-

schaftliche Zwecke verfügbar macht, abgelöst. Dieser Wandel im Zeitbewusstsein geht Hand in Hand mit der Entwicklung von Arbeitsteilung und Warenhandel und ist essenziell für die Entstehung von Märkten, auf denen die Tauschprozesse in Verbindung mit dem abstrakten Transaktionsmedium Geld an exakt bestimmbare, sequenzielle Handlungsabläufe (Fristen, Termine, Laufzeiten usw.) gebunden sind. Reinhard Pirker zeigt am Beispiel der spätmittelalterlichen Protoindustrialisierung, wie durch den (weithin erzwungenen) Durchbruch der „linearen Zeit“ zur lebensbeherrschenden sozialen Routine die institutionellen Grundlagen für die spätere Entstehung industrieller Arbeitsmärkte geschaffen wurden (S. 121ff).

Das institutionalistische Marktverständnis, das der Autor am Anwendungsbeispiel der geschichtlichen Routinisierung der „linearen Zeit“ exemplifiziert hat, lässt auch die leidige Deregulierungsdiskussion in einem neuen Licht erscheinen. Wenn Märkte als historisch entstandene Regulierungsformen sozialen Lebens aufgefasst werden, dann wird der herkömmliche Deregulierungsbegriff obsolet. Denn Märkte sind in dieser Sichtweise nicht mehr universeller „state of nature“, dem durch überfällige „Entregelung“ der vorgegebene Weg geebnet werden soll, sondern „state of the social art“, der marktwirtschaftliche Funktionsfähigkeit durch eine den geschichtlichen Besonderheiten entsprechende Regulierungsform erst ermöglicht. Folglich ist der Markt nicht mehr ein „a fortiori superiorer Koordinationsmechanismus“, sondern ein optionaler Verteilungs- und Lenkungsmodus, dessen Effizienz ganz entscheidend von der sozialen Angemessenheit seiner Regulierungsform abhängt.

Reinhard Pirker ist eine überzeugende Arbeit gelungen, die zunächst durch gründliche Kenntnis der maßgeblichen Literatur besticht. Sie ist nicht nur ein Meilenstein im Forschungsprogramm des Autors, sondern stellt durch ihren institutionalistischen Charakter auch ein innovatives Moment im durchaus viru-

lenten Marktwirtschaftsdiskurs der österreichischen Nationalökonomie dar.
Wolfgang Edelmüller

Anmerkung

¹ Rosenbaum, E. F., What Is a Market? On the Methodology of a Contested Concept, in: Review of Social Economy 58/4 (2000) 455-482.